

HERDER-KORRESPONDENZ

Zehntes Heft — 19. Jahrgang — Juli 1965

Kranke heilen, die Wahrheit der geschaffenen Dinge erforschen und erkennen, für Gerechtigkeit sorgen, den Menschen befreien, die Rohstoffe der Erde zum Nutzen des Menschen erschließen, das alles sind Tätigkeiten, die in dem Maße das Werk Gottes verrichten, wie sie authentisch sind, obwohl sie . . . von Sünde bedroht sind. Auch die tiefere Entwicklung der Menschheit ist im ganzen ein Suchen nach Heilung und Integrität, nach universaler Einigung und Versöhnung, und dient daher dem Reiche Gottes.

Aus einem katholischen Votum zur Weltkirchenkonferenz in Neu-Delhi

Die von Christi
Liebe getragenen
Bemühungen zur
Bekämpfung des
Hungers in der Welt
mögen immer
wirksamer werden.
Allgemeine
Gebetsmeinung
für August 1965

1. Seit dem Pontifikat Pauls VI. häufen sich die Gebetsmeinungen über Armut und Elend in Entwicklungsländern (für Februar 1964 in Herder-Korrespondenz 18. Jhg., S. 161) und die damit verbundene rapide Bevölkerungsvermehrung (für Oktober 1964 in Herder-Korrespondenz 18. Jhg., S. 553). Sie wurden vor Antritt der

Pilgerfahrt nach Jerusalem eingeleitet mit der Weihnachtsbotschaft des Papstes von 1963, der darin wirksame Maßnahmen gegen den Hunger in der Welt anregte (vgl. Herder-Korrespondenz 18. Jhg., S. 245). Nachdem die Dritte Session des Zweiten Vatikanischen Konzils in der Aussprache zum Schema 13 ein Sekretariat für den koordinierten Kampf aller kirchlichen Liebesarbeit gegen Armut und Hunger, ja sogar die Zusammenarbeit mit entsprechenden Bemühungen der übrigen Christenheit gefordert hatte (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 176 f.), legte Papst Paul VI. diese Sorge abermals in Bombay den zum Eucharistischen Weltkongreß versammelten Journalisten ans Herz, mit der Bitte, dafür einzutreten, daß wenigstens ein Teil der Rüstungsausgaben für die Beseitigung des Hungers der Völker verwendet wird. Später ließ er diese Rede durch seinen Delegaten dem Generalsekretär der UN, U Thant, notifizieren, ein Zeichen dafür, daß der Papst ebenso wie die Konzilsväter sich dessen bewußt ist, wie unzulänglich die Mittel der christlichen oder gar nur der katholischen Caritas sind, um zwei Drittel der Menschheit vom Dauerzustand des Hungers mit seinen Folgen zu befreien.

Das Gebet gilt zunächst einer wirksamen Mehrung der „von der Liebe Christi getragenen“ Bekämpfung des Hungers, also für unsere deutschen Verhältnisse der Misereor-Aktion. Notwendig sollte es ausgehen vom Bewußtsein der unüberwindlichen Ohnmacht bzw. der Begrenztheit aller kirchlichen Liebeswerke, schon deshalb, damit niemals ein Gefühl der Zufriedenheit über die bereits erreichte Höhe der Opfer aufkommen kann. Denn diese Opfer werden, für sich genommen, immer unzu-

reichend bleiben. Wie die Dinge heute stehen, scheitern sogar die koordinierten Bemühungen in der Welt, den vom Hunger betroffenen Ländern und Völkern, etwa Indien, wirksam zu helfen, allein schon daran, daß eine Besserung des Pro-Kopf-Einkommens oder der Boden-erträge sogleich von einer weiteren Zunahme der Bevölkerung wieder aufgezehrt wird. So stellt sich die „agrarisches Urarmut“ einer primitiven Tradition der Bodennutzung (10 Doppelzentner Reis pro Hektar in Indien, aber 40 Doppelzentner in Japan) ständig wieder her. Wie kann man angesichts dieser Ausweglosigkeit des Hungerphänomens in einer Bevölkerung, die ihrer Lage auch geistig nicht gewachsen ist, überhaupt davon sprechen, die karitativen Maßnahmen gegen den Hunger möchten immer wirksamer werden? Ist das nicht Selbstüberforderung? Oder ist es Glaube an die Macht Jesu Christi, des Herrn und Erlösers der Welt? Man sollte sich das wirklich fragen, damit diese Macht Christi glaubhaft wird.

2. Die Ausweglosigkeit ist offensichtlich eine Herausforderung Gottes und muß von den Gläubigen ernst genommen werden. Sie ist ferner mit nüchterner Unter-richtung über den Stand der durch normale Mittel unüberwindlichen Hungersnot von Bevölkerungen, die schneller wachsen als ihre Existenzgüter, unter dem Gerichtswort Jesu zu betrachten: „Ich war hungrig, und ihr habt mich nicht gespeist...“ (Matth. 25, 31). Dieses Wort hat auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil eine innere Bewegung ausgelöst, die noch nicht zum Abschluß gekommen ist. Immer wieder mahnt ein Sprecher dieser Bewegung, Kardinal Lercaro, Bologna, es sei geboten, endlich das besondere Mysterium der Gegenwart Jesu Christi in den Armen und Hungernden zu erkennen und daraus die Folgerungen zu ziehen (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 420 ff.). Wenn eine solche Erkenntnis weiter um sich greift und wenn sie die Kirche als Volk Gottes, die Gläubigen, vor allem die Wohlhabenden und erst recht die Reichen unter ihnen, d. h. die Besitzer der Produktionsmittel, in Bewegung brächte, so wäre der geeignete Nährboden bereitet, um eine größere Wirksamkeit der von Christi Liebe getragenen Bemühungen

im Kampf gegen den Hunger in der Welt hervorzubringen, eine Wirksamkeit, die in modernen technisch-wirtschaftlichen Begriffen als Arbeitsbeschaffung verstanden werden und weit über das Misereor-Opfer hinausgehen müßte. Aber wie? Durch eine Steigerung der Spenden in Deutschland und in anderen Bereichen der katholischen Christenheit, besonders der reichen Industrieländer? Sicher ist sie möglich und nötig, aber auch sie würde die Not nicht lösen, wohl nicht einmal wenden, sie allein nicht.

Muß man sich darüber klar sein, daß das Almosendenken, dem wir weithin noch anhängen, der Weltnot des Hungers nicht mehr angemessen ist. Der Hunger ganzer Völker, und zwar der volkreichsten, kann nicht durch „Wohltaten“ einer Sättigung oder Speisung beseitigt werden. Man darf das Phänomen des Hungers nicht isolieren, sowenig wie die Armut. Beide sind kein Abstraktum, sondern eine Wirkung konkreten Versagens von verantwortlichen Menschen, die mit irdischen Gütern und auch mit Gaben des Geistes gesegneter sind. Man darf den Hunger weder vom kirchlichen noch vom politischen Standpunkt aus isolieren. Der letztere, das sei nur eben bemerkt, hält u. U. gesättigte Chinesen, 700 Millionen wohlgeehrt, für gefährlicher als hungernde Chinesen, die wegsterben, während jene sehr ernste weltpolitische Probleme stellen. Die Liebe Christi aber will die Ursachen des Hungers erkennen und ihre Beseitigung versuchen. Dazu gehört nicht nur das Ausrüsten unterentwickelter Völker mit Krediten, landwirtschaftlichen Maschinen, ihre Unterweisung in rationellen Anbaumethoden sowie die Schaffung industrieller Arbeitsplätze. Um dies zu verwirklichen, müssen die betreffenden Völker auch geistig umgewandelt werden, aber in welches Menschenbild? In den „westlichen Menschen“? Den lehnen Asiaten und Afrikaner meistens ab, je mehr sie ihrer eigenen Traditionen wieder bewußt werden. Was im nachahmungsbereiten Japan gelang — wie lange noch? —, gelingt nicht ebenso in Indien oder China. Der Hunger in diesen Ländern ist das Symptom einer universalen Erkrankung der Menschheit, eines Mangels an Solidarität und Gerechtigkeit, mangelnder Erfüllung des universalen Gemeinwohls, einer meist unbekannteren Idee, die vom Lehramt der Kirche erst durch Pius XII. entwickelt und durch Johannes XXIII. in *Mater et magistra* und *Pacem in terris* fortgebildet wurde. Es genügt nicht, die Vollbeschäftigung nationaler oder kontinentaler Industriewirtschaften zu erstreben, ohne weiter zu planen. Hier könnten die von der Liebe Christi getragenen Bemühungen zur Bekämpfung des Hungers in der Welt einsetzen.

3. Was auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil bisher in einzelnen Interventionen zur Diskussion des Schemas 13 laut wurde, entbehrte weitgehend jenes technisch-wirtschaftlichen Sachverständes, der heute auch zu einer von der Liebe Christi inspirierten globalen Lösung der Hungerfrage für mehr als eine Milliarde Menschen gehört. Gutgemeinte Vorschläge einzelner Väter waren z. T. recht phantastisch, etwa die Einberufung einer Art kirchlicher Bandung-Konferenz der zuständigen Bischöfe unter dem Vorsitz des Papstes, die Diskussion der Armutsfrage wenigstens an einem Tag des Konzils unter Beteiligung sachkundiger Laienexperten oder die Organisation eines Vatikansekretariats gegen Hunger und Armut mit einem Unterbau bis hinab zu Diözesansekretariaten. Solche Ideen muten fast als Papierkrieg an, solange das Konzil noch von innerkirch-

lichen Problemen, von dogmatischen Fragen, wie der Kollegialität der Bischöfe bzw. der Sicherung des Primats, von Schwierigkeiten bei der Durchführung der Liturgiereform oder der Erneuerung der Priesterausbildung, derart in Anspruch genommen ist. Gewisse Reaktionen von Klerus und Laien zeigen zudem, wie gering noch das Interesse für soziale Verantwortung und wirksame Maßnahmen gegen Hunger und Armut ist, ganz zu schweigen für das Abgleiten von Christen in die seelische Armut des Unglaubens. Die ebenso notwendige wie leidige Beschäftigung der Kirche mit sich selbst, auch manche Sorge um die Selbstbewahrung ihrer Gläubigen, etwa im Zusammenhang mit der Judendecklaration oder dem Dokument für die Religionsfreiheit, sei hier nur erwähnt, damit das Gebet zur Vierten Session mithilft, die Aufmerksamkeit des Konzils auf die pastoralen Hauptfragen einer Verantwortung für das Heil aller Menschen, besonders der Armen, zu konzentrieren, Fragen, von denen die Bekämpfung des Hungers nur eine ist. Würde man diese Frage so gründlich durch die Bischöfe behandeln lassen, wie es der Vizepräsident der „Sozialen Wochen Frankreichs“, Joseph Folliet, Ende Dezember 1963 in Rom vorgeschlagen hatte, dann wäre dafür ein eigenes Konzil erforderlich, das mehr einem Weltwirtschaftsparlament gleiche, eine Unmöglichkeit! So wird nie eine „Wirksamkeit“ der Bemühungen gegen Hunger erreicht, sondern höchstens ein kirchliches Alibi, das niemanden sättigt. Es wäre nicht mehr wert als eine etwaige Flucht in Wallfahrten zu alten Marienheiligümern, mit denen innere Spannungen um die Erneuerung der Kirche überdeckt werden sollen. Wirksame Hilfe bringen nicht kirchliche Organisationen allein, sondern vor allem politische auf internationaler Ebene. In diesen Organisationen sollten allerdings Männer, die von der Liebe Christi erfüllt sind, entschlossen die Führung erstreben und Zusammenarbeit mit allen Menschen guten Willens suchen.

Laien wohlgeehrt, Politiker, Wirtschaftsplaner, Bankiers, Ingenieure, Ärzte, Facharbeiter; Laien aber, die vom Konzil mit einem klaren Leitbild ihrer selbständigen Verantwortung gestärkt werden, jenem Leitbild der notwendigen übernationalen „Vergesellschaftung“ und Solidarität, die sittliches Gebot ist, wie es Papst Johannes XXIII. in *Mater et magistra* entworfen hat. Damit diese Laien den unentbehrlichen geistigen Rückhalt und das Ansehen vor der Welt haben, sollten sie sich auf eine erneuerte und einige Kirche stützen können, eine Kirche, die das Mysterium der Gegenwart Christi in den Armen begreift und die zum Heil der vielen den Weg zur „armen, dienstwilligen Kirche“ einschlägt. Für die Stärkung der verantwortlichen Laien sind „Modelle“ kirchlicher und interkonfessioneller Bemühungen um wirksame Bekämpfung des Hungers in begrenzten Bezirken außerordentlich hilfreich, Modelle sowohl der Wirksamkeit wie einer schöpferischen Spiritualität, die nicht nur private Tugendakte pflegt, sondern Gemeinschaftswerke hervorbringt als Anregungen zur Nachahmung durch weltliche Organisationen. Kein katholisches „Konsortium“, wenn es überhaupt zu bilden wäre, könnte so einfach wie Präsident Johnson eine Milliarde Dollar für die Entwicklung von Südostasien auswerfen und diese Mittel sinnvoll investieren, aber könnte nicht eine „christliche Bandung-Konferenz“ mit den zuständigen Bischöfen als Gästen dem Präsidenten der Vereinigten Staaten klarmachen, daß man eine wirksame Hilfe gegen den Hunger nicht als Zuckerbrot zur Peitsche eines politischen Konformismus mit

militärischer Drohung anbieten dürfte? Eine katholische, besser noch eine gesamtchristliche öffentliche Meinung in den reichen Industrieländern würde sicher zur wirksamen Bekämpfung des Hungers beitragen, besonders wenn sie auch gelungene Modelle seiner Beseitigung vorweisen kann. Darin liegt der Sinn der Gebetsmeinung.

4. Zusammenfassend ist zu sagen: Das Gebet möge die volle Einsicht in die Größe und Vielseitigkeit der Aufgabe eines Kampfes gegen den Hunger wie seine Ursachen erwecken. Es möge ferner die Vierte Konzils-session vor ihre pastoralen Verantwortungen stellen und der latenten Bereitschaft zum Siege helfen, daß das Konzil auf dem von Pius XII. und Johannes XXIII. vorgezeichneten Weg den befähigten Laien für die Verwirklichung des klar erkannten universalen Gemeinwohls genügend Raum läßt. Die wichtigste Bereitschaft wäre, daß die Wirtschaft des Überflusses als Gottesgabe erfahren wird, damit sie in sachgemäßem Dienst an den Armen die messianischen Zeichen der Fülle wirkt (Joh. 14, 12) — darin liegt ihre Berufung — und nicht die Zeichen Satans (Matth. 4, 4). Sonst wird uns der verliehene Reichtum eines fast unbegrenzten technisch-wirtschaftlichen Potentials zum Gericht.

Daß in den Seminaren der Missionen Priester herangebildet werden, die sich durch Wissen und Tugend auszeichnen und den seelsorglichen Bedürfnissen ihrer Heimat zu genügen vermögen. Missionsgebetsmeinung für August 1965

„Eine Hauptsorge für alle Missionsleiter muß es sein, daß sie aus dem Volke selbst, unter dem sie weilen, Diener des Heiligtums erziehen und schulen. Darin liegt hauptsächlich die Zukunft neuer Kirchen.“ So sagte Benedikt XV. in der Missionsenzyklika *Maximum illud* (1919), die einen neuen Abschnitt intensiver Förderung des einheimischen Klerus in der Missionswelt einleitete.

Bekanntlich hat das Konzil von Trient (1545/63) vor nunmehr über 400 Jahren im Zuge der innerkirchlichen Reform für die ganze Kirche die Heranbildung der Priester neu geregelt und vereinheitlicht. Es wurde der sog. Tridentinische Seminartyp mit Kleinem und Großem Seminar geschaffen, der dann in den altchristlichen Ländern überall verwirklicht wurde, nicht aber in den Missionen, wenigstens nicht im ganzen Umfang der neuen Bestimmungen. Die Gründe dafür sind leicht ersichtlich. Im 16. Jahrhundert eröffneten sich in der spanisch-portugiesischen Entdeckungsperiode der Kirche neue Welten, die ganz neue Probleme der Priesterbildung erscheinen ließen. Ja, es war sogar umstritten, ob man angesichts des vielfach sehr niedrigen Kulturstandes der „Eingeborenen“ aus ihren Reihen überhaupt Priester heranbilden könne. Das Missionspatronat der Entdeckerkräfte hinderte zudem die Kirche daran, im notwendigen Maße Einfluß auf die Art der priesterlichen Erziehung zu nehmen. In späterer Zeit wurde der Kirche durch das Versagen des Patronats und die Unabhängigkeitsbewegung in Lateinamerika sogar für längere Zeit in vielen Gebieten jede zentrale Steuerung der Priestervorbildung unmöglich gemacht. Als später neue Mächte das Erbe der Entdecker antraten und den Bereich der Neuerschließung für den Westen erweiterten, gab es wiederum neue Probleme, vor allem auch hartnäckige Verfolgungen der jungen Kirchen, in denen man, wollte man einheimische Priester haben, auf abgekürzte Wege der Priestervorbildung ausweichen mußte oder aber sich gezwungen sah, zuerst für einige

Generationen den kulturellen Untergrund für ein einheimisches Priestertum mühsam vorzubereiten. Diese Schwierigkeiten zeigten sich in verstärktem Maße in der sog. Kolonialperiode des 19. Jahrhunderts. Die Kolonialmächte waren gemeinhin der schnellen Hinführung von Einheimischen zum Priestertum nicht günstig gesinnt, und selbst in den altchristlichen Kirchen unterstützte man das Bemühen der Missionare auf diesem Gebiete nicht tatkräftig, weil man die Farbigen als nicht reif für die Annahme einer so hohen Würde erachtete. Nimmt man dazu die allgemein verbreitete Auffassung von der absoluten Überlegenheit der westlichen, als christlich betrachteten Kultur, die auch in den Reihen der Missionare zumeist vertreten wurde, und bedenkt man die Schwierigkeiten, die sich aus dem ungelösten kirchlichen Akkommodationsproblem ergaben, so versteht man, warum die Priesterbildung in den Missionen ein dorniges Problem war. Jungen Menschen, denen die Kirche auf dem Boden ihrer eigenen Kultur noch nicht zum vollen Erlebnis geworden war, mußten mit Hilfe der lateinischen Sprache in Tradition und Glaubensgut der Kirche eingeführt werden. Und zumeist mußte eine europäische Fremdsprache, die im Lande durch die Kolonialmächte eingeführt war, zur Erklärung des Inhalts der lateinischen theologischen Handbücher hinzugezogen werden, da die einheimischen Sprachen, wenigstens in den Ländern mit noch unentwickelter Kultur, noch nicht genügend Ausdrucksmöglichkeiten boten.

Es sind die verschiedenartigsten Versuche je nach der vorgefundenen Situation gemacht worden, mit einer mehr rudimentären Priesterbildung auszukommen. Im allgemeinen konnte es sich dabei nur um Notlösungen handeln, zu denen der Priestermangel zwang. Bestenfalls gewann man aber so nur Hilfspriester der Missionare mit beschränkten Einsatzmöglichkeiten. Ihre soziale Stellung und ihr Standesbewußtsein mußten unter solchen Umständen leiden. Auf keinen Fall waren sie imstande, später einmal „regelrecht die Leitung ihres Volkes zu übernehmen“, wie es Papst Benedikt XV. in *Maximum illud* verlangte. Die Enzyklika lehnte deshalb in einer Zeit, in der die „Mündigwerdung“ der farbigen Völker unmittelbar bevorstand, jede „stückweise und unentwickelte Schulung“ der einheimischen Priester ab, forderte vielmehr „eine vollkommene und abgeschlossene Ausbildung, wie sie Priestern bei Kulturvölkern gegeben zu werden pflegt“. Mit dieser Zielsetzung rückte der tridentinische Seminartyp nun in den Vordergrund der Priesterausbildung in der ganzen Missionswelt. Überall, wo es irgend möglich war, sind in den letzten 45 Jahren Kleine und Große Seminare dieses Typs errichtet worden. Es gab dabei die Möglichkeit zu begrenzten Anpassungen an die jeweilige Missionslage, die sich allerdings mehr auf äußere Dinge erstreckten. Die wichtigste, innerste Anpassung, die darin bestehen mußte, den Priesterkandidaten neben der Einführung in das in anderen Kulturen gewachsene Erbgut der Kirche auch den direkten Zugang dazu aus ihrer eigenen Kultur zu vermitteln, konnte wegen der noch unvollendeten Inkarnation der Kirche in den nichtchristlichen Kulturen nur ganz unzureichend erfüllt werden. Die meisten Professoren waren zudem ausländische Missionare, die wichtigsten Handbücher stammten aus dem Bereich der westlichen Kirche oder hatten sich nur höchst unvollkommen mit den religiösen Überlieferungen, dem Kulturgut, den Sitten und Gebräuchen, der zeitgenössischen geistigen Entwicklung des betreffenden